Kains Entsühnung.

Roman von Louise Westkirch.

(21. Fortsetzung.)

rau Margret ächzte, so oft die en in eine Ackerfurche, in ein ndloch einsanken, das Gefährt nkend kippte; der Bub lachte. na saß mit halbgeöffneten Lip- in stummem Entzücken.

Ein kräftiger Ruck, da war die rfstraße. Schon strahlte die hneedecke größere Helligkeit aus s der Himmel über ihr. In den behöften blinkten lichthelle Fenster- en wie Glühwürmchen zwischen der überhängenden Schneelast auf dem Dach und den hohen Schneepolstern am Boden. Janfredrik ließ den Braunen Schritt gehen. Da benutzte Frau Margret den verminderten Luftzug und begann:

„Is das ein Fahrt! Ich möcht' bloß wissen, wohin der Mann uns bringt. Obgleich mich das eigentlich leichgültig sein kann, denn leben- g komm ich ja doch nich an. Un s wird die Herrens in Bremen, uns weggeschickt haben, auch ll ganz recht sein. Oh, Kinders, nders, was für ein Welt is das!"

„Paß auf!" rief Janfredrik. Der chlitten machte eine so scharfe Bie- g, daß Margret in den Schnee gelogen wäre, wenn sie sich nicht ei- angeklammert hätte. Da hörte sie zu sprechen und stöhnte und te nur noch.

Die Pferdehufe klapperten jetzt hohl auf den Holzplanken einer Brücke. Der Schlitten fuhr auf Janfredriks Hof. Er stand. Es war so dunkel, daß man das Haus kaum erkannte. Nur eine Erderhö- hung schien es. Der Schnee auf sei- nem tief herabgehenden Dach schloß sich lückenlos dem auf der Erde lie- genden Schnee an. Sie mußten durch das große Dielentor an der Giebelseite eintreten. Janfredrik leuchtete dazu mit den Streichhölzern, die er in der Tasche trug und jedes- mal an seinem Beinkleid anrieb. So tappten sie sich bis zur Herdstätte, wo Janfredrik das Lämpchen anzün- dete. Wie ein Irrlichtchen zitterte sein Strahl durch den weiten, dunk- len Raum. Doch, ob er gleich feuer- los war, schien er den Eintretenden warm, denn die Schneedecke schützte und die Leiber der Kühe durchwärm- ten ihn.

Margret Swensen sank gleich auf eine Truhe, barg das Gesicht in den Händen und wiegte sich hin und her vor Bekümmernis. „Was is es schrecklich! Oh, man einmal schreck- lich is es hier."

„Margret Swensen," sagte Jan- fredrik, „da liegt Torf, un haben steht die Grütze. Mach' zu un koch was. Dein Kinders wollen essen."

Er selbst ging zum Pferd, spann- te es aus, rieb es ab und führte es in seinen Stand.

Als Trina sah, daß ihre Mutter sich nicht rührte, kniete sie nieder, blies das Feuer in Brand, und weil sie in der Dunkelheit den Brunnen nicht finden konnte, schöpfte sie ein paar Schalen voll Schnee in den gro- ßen Kessel. Dann rührte sie die Grütze an. Unterdessen vollführte Brün langsam, nachdenklich einen Rundgang durch das Haus, betrach- tete die Pflüge, die Sägen, die Hak- ken, die Schinken am Deckenbalken, ging zu den Kühen, den Ziegen, den Schweinen, begutachtete die Leiter zum Boden. Es hatte nicht hübscher bei dem Korbflechter ausgesehen, nur ärmlicher, enger und schmutziger. Er hatte auch heute ein ausgiebiges Mittagsbrot gehabt und Aussichten auf ein Abendessen — Annehmlich- keiten, die für ihn nicht zu den selbst- verständlichen Dingen des Tages ge- hörten. Dazu die herrliche Schlit- tenfahrt! Eigentlich war er mit sei- nem Tausch ganz zufrieden. Er fand es nur überflüssig, den alten Jan vom Moor das merken zu las- sen.

Als sie abgegessen hatten, zündete Janfredrik eine Kerze an und öffnete die Tür zur Stube rechts.

„Süh, Margret Swensen, hier in das Bett, da kannst du un dein Toch- ter slafen. Un für dein Jung is ein hier auf der Diele. Und die andere Stube is meine. Un nu macht euch das kommod. Was noch zu sagen wär, das können wir morgen an Dag bekören. Arbeit gibt das hier alle Hände voll, un mein Meinung is nicht, daß ich dein Kinders zu Faulenzers aufziehen will. Gu'- nacht."

Trotz der Unfreundlichkeit seiner Gäste spürte Janfredrik Befriedi- gung ob seines Tagewerks. Um das Mädchen wäre es schade gewesen, wenn es den Lockungen des verdäch- tigen Kerls zum Opfer gefallen wäre. Und der Bub — ein Dieb und Lügner freilich. Aber er hatte doch nicht mit der Wimper gezuckt, wie wild auch die Fahrt talab ging.

Mit einer gewissen Neugier stieg Janfredrik in sein Wandbett. Ob Brün sich einstellen würde, nun er wieder zu Haus war? Er hätte zu gern gewußt, ob sein toter Kamerad zufrieden mit ihm wäre.

Als er aufwachte, wollte er der Kuckuksuhr nicht glauben. Sechs! — Brün war nicht gekommen!

Er sprang aus dem Bett, stieß die Stubentür auf, starrte ange- strengt zum Pferdestand drüben. Tiefer Schatten lag drin wie immer, aber er ballte sich heute nicht zusam- men. Die Augen, die von diesem Fleck aus ihn beobachtet hatten, fühlte er nicht mehr auf sich gerich- tet.

Rasch ging er auf die Diele, klopfte an das Wandbett Brüns, an die Stubentür, hinter der die Frauen schliefen.

„Hallo! Aufstehn! Das 's Zeit."

Er zündete die Herdlampe an, brachte auch das Herdfeuer in Gang. Noch kam keiner seiner Gäste. Da öffnete er die Türen von Brüns Bett, stellte den Bengel, wie er sich auch sträubte, auf seine Füße. „Nu mach' fix."

Da kam Trina.

„Das Kochen is Arbeit für euch Frauensleute," sagte Janfredrik.

Es gab aber nicht bloß für die Menschen zu kochen. Kühe, Ziegen, Schweine verlangten ihr Teil. Ei- gentlich kam ihr Recht sogar noch vor dem der Menschen.

Margret Swensen stand nicht auf. Die Schlittenfahrt war ihr trotz des warmen Umschlagtuchs nicht gut be- kommen, und der Rauch auf dem Flett schlug ihr auf die Brust.

Als die Suppe gegessen und das Vieh gefüttert war, gab Janfredrik jedem der jungen Leute eine Schau- fel und öffnete die Tür. Eine dicke, weiße Mauer stand davor, und Tri- na begriff jetzt, warum noch immer kein Morgen tagen wollte. Sie muß- ten die Wand wegschaufeln und ei- nen bequemen Pfad zur Brücke dazu. Eigentlich war es lustige Arbeit, und der Junge freute sich jetzt seiner Holzpantinen, die ihm die Füße vor Nässe schützten. Für Trina holte Janfredrik Brüns Schuhe. Es wurden ein paar Strohwische hinein- gesteckt, damit sie paßten.

Als die Kinder das Tageslicht er- reichten, stieg gerade die Sonne als glühend rote Scheibe herauf über den unbegreiflich weißen Schnee, der die Welt bedeckte. Hunderttau- send Kristalle flimmerten in Rot und Gold und Diamantgefunkel. Die Birken am Kanal standen feier- lich leuchtend in ihrem winterlichem Hermelin, der die Linien ihrer an- mutig verschlungenen Aeste hervor- hob. Auf jeder Latte des Garten- zauns saß ein weißer Schopf, der Ziehbrunnen trug einen dicken Kranz, und die Edeltannen bogen tief ihre gepuderten Zweige. Jeder Laut erfroren, alles Leben versteckt. Eine Stille ringsum wie in einem Zauberland.

Unwillkürlich ließen die beiden die Schaufeln sinken. Mit Staunen und Beängstigung begriff Trina, daß diese neue Welt keinen Weg für sie hatte, fester sie einschloß als eines Gefängnisses Mauern. Sie mußte ihre Flucht verschieben bis zum Frühjahr.

Brün erwog eben die Aufrichtung eines Schneemanns, als Janfredrik ihn beim Arm faßte. „Nu wasch dir, zieh dein guten Rock an. Ich bring' dir zur Schul'."

Das ging Brün über den Spaß. Mit der Schule mindestens hatte er gehofft fertig zu sein.

„Das gibt hier ja gar kein Schul'," sagte er störrisch.

„Meinst, du bist bei Indianers? Zu! sonst mach' ich dir Beine."

Aber der Bube riß sich los, fuhr wie ein Affe die Leiter zum Heubo- den hinauf. „Da lur' up, oller Jan."

Er stand, die Lukentür in der Hand, bereit, sie dem Bauern, wenn er nachkäme, auf den Kopf zu schmet- tern. Er freute sich auf die Hetz- jagd. Den alten, steifen Kerl wollte er mürbe machen.

Zu seiner Enttäuschung verfolgte Janfredrik ihn nicht. Er sah von oben, wie Holm den Braunen vor den Schlitten spannte. Nun war ihm seine Flucht fast leid. Wenn er ge- wußt hätte, daß man hier im Schlit- ten zur Schule fuhr! Er fing auch an, sich da oben zu langweilen. Als Holm eine Weile vom Hof fort war, kletterte er vorsichtig die Leiter her- unter. Trina kam gerade zur Tür herein, zwei Eimer Wasser am über die Schulter gelegten Joch schlep- pend.

„Dumme Dern," sagte Brün. „Warum tust, was der alte Ekel dich heißt?"

Trina zuckte die Achseln. „Es is ja alles verschneit."

Der Bube drückte pfiffig ein Auge zu und schnalzte mit der Zunge. „Wenn's Frühjahr wird, willst du woll ausrücken?"

Sie schüttete einen Eimer Wasser über die Steinmosaik des Flets, daß die in die Torfglut des Herd- lochs spritzenden Tropfen zischten, und antwortete nicht.

Brün trat näher. „Hör du, ich geh' mit."

Das lag nicht in Trinas Absicht. Sie sah durchs Fenster. „Der Holm kommt zurück."

Eilig fuhr der Junge die Leiter wieder hinauf. „Glaubst du, daß er mir haut?"

„Wenn er in sein Wut sogar Men- schen umbringt."

Da schlug Brün die Lukentür hin- ter sich zu und setzte sich drauf. Ihm war unbehaglich zumute.

Janfredrik, der dem Vorsteher den Schlitten zurückgebracht hatte, führ- te das ledige Pferd in seinen Stand. Dann betrachtete er Trinas Werk. „Das is gut, mein Deern. Ich seh, du lernst das. Auf den Abend kommt Alheid Ehlers, die wird dich das Spinnrad in die Reihe bringen."

Das frühe Mittagsessen wurde aufgetragen. Eine stille Mahlzeit. Margret Swensen lag im Bett. Ihr Sohn hockte auf dem Boden. Trina aß stumm.

Als ob eine Leiche im Haus läg', dachte Janfredrik. Dann fiel ihm ein, für Brüns Nächste lag ja wirk- lich eine drin. Da mußte man Ge- duld haben. Aber ein Gedanke ließ ihn nicht los, eine Neugier. Brün war zur Nacht nicht an sein Bett ge- treten. Auf seinem einsamen Weg zum Vorsteher war er nicht an ihm vorübergestrichen, wie er pflegte, als kaum wahrnehmbarer Schatten, der eine eisige Kälte ausstrahlte. Viel- leicht hatte er es vorgezogen, sich sei- nen Verwandten zu zeigen, seiner Schwester? Die Vorstellung ließ ihm keine Ruhe. Er ging in Mar- gret Swensens Stube, öffnete die Bettüren.

„Margret Swensen, ich möcht' man bloß wissen, ob du hast slafen können?"

„Kranke Menschens slafen über- haupt nich," antwortete Margret grämlich. „Un wenn e noch gar das geboten wird wie mich! — Ich steh' aus das Bett nich mehr auf, Herr Holm, da freuen Sie sich man zu."

„Ich mein', ob ein in der Nacht in Ihr Stube gekommen is, Margret Swensen?"

„In mein Stube?" Margret fuhr auf. „Jesus! Gibt das Die- bens hier? Räubers?"

„Ich mein'," Janfredrik sprach ganz leise, „ob — er geht manchmal hier durchs Haus — ob Brün viel- leicht bei Sie gewesen is?"

„Brün?! Jetzt kreischte Margret. „Hilfe! Trina, steh' dein Mutter bei. Ich bin bei ein Wahnsinnigen!"

Janfredrik drückte die Bettüren wieder zu. „Denn is' gut. Denn is' sehr gut." Also wirklich, Brün war nicht gekommen, auch heute nicht! Fast übermütig sah Janfre- drik zu der Bodenluke hinauf. Der da oben saß, konnte ihn nicht är- gern.

Er blieb den ganzen Nachmittag zu Hause, putzte das Pferdegeschirr, besserte es aus. Als er gegen Abend aus der Tür ging, öffnete Brün die Luke. „Trina, gib mir zu essen!"

Aber Janfredrik hatte alles Brot und jeden Wurstrest in den Schrank in seiner Stube getragen und weg- geschlossen.

Diesmal heulte der Junge.

Und als am Abend die Grützschüs- sel auf den Tisch gestellt wurde, da hielt er's nicht länger aus. Sprosse für Sprosse kam er die Leiter her- unter und Schritt für Schritt bis zum Tisch.

Da sah Janfredrik ihn an.

„Ich — ich geh morgen in die Schul'," stotterte Brün und streckte die Hand nach einem Stück Brot aus.

„Zieh dein Büx runter," befahl Janfredrik.

„Ich — ich will's gewiß nich wie- der tun!"

Hageldicht sausten die Schläge nie- der. Der Korbflechter hatte es nicht so gut gekonnt. Margret Swensen sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett.

„Mein Kinders! Mein Kinders! — Er will mir mein Jung' totschla- gen wie mein Bruder!"

Sie versuchte Janfredriks Arm festzuhalten, aber sie hätte ebenso gut versuchen können, den Hausbalken zu heben.

„Verinkommodier dir nich, Mar- gret Swensen," sagte Janfredrik, gelassen hauend. „Jung's müssen Prügel haben. Du hast da woll die Kraft nich zu gehabt. Nu müssen wir das nachholen."

Dann stellte er den Stock in die Ecke. „Jetzt kannst essen kommen. Beträgst dich aber's nochmal unge- bührlich, denn so setzt das auch'n Fastag. Verstanden?"

Margret blieb bei den anderen. „Ich muß doch mein Kinders schüt- zen," sagte sie. Es wurde ihr im Bett auch zu langweilig.

Die Schüsseln waren kaum leer gegessen, als Vorsteher Ehlers, seine Schwester Alheid, der Schullehrer, Jan Meier-Clivers eintraten. Ganz Schmalenbeek war neugierig auf Janfredriks Hausgenossen. Als ging ein Telephondraht von Gehöft zu Gehöft, so war die Nachricht durch die Kolonie geflogen: Janfredrik Holm hat sich ein Haus voll Leute aus Bremen mitgebracht, Brüns Leute. Viel Staat soll ja nich damit zu machen sein. — Aber ein Hauch von Achtung war in dem Geraune. Die Leute im Moor sind ernst und schwer. Wenn sie's ihm vielleicht nicht nachgetan hätten, sie begriffen, was Janfredrik trieb.

(Fortsetzung folgt.)

Neues aus

Natur- und Heilkunde

Der Kampf gegen die Bakterien.

Von Dr. Paul v. Szily (Wien).

Unsere Auffassung über Ursache, Wesen und Heilung der Krankheiten haben bekanntlich in neuer Zeit eine völlige Umwandlung erfahren. Die mikroskopische Erforschung des pa- thologischen Gewebes und die chemi- sche Analyse des gesunden und kran- ken Organismus bleiben noch immer hinter dem ersehnten Ziele zurück: das eigentliche Wesen der Krankheit zu er- kennen und deren Behandlung aus- schließlich auf das kausale Prinzip zu gründen. Es stellte sich bald heraus, daß selbst die epochale Entdeckung der Bakterien als Krankheitserreger nur eine Zwischenstation auf dem Wege der Erkenntnis bildet, da nachweis- bar der gesunde Körper der Träger und sogar das Ahnennest einer gan- zen Reihe pathogener Keime werden kann, ohne dadurch eine Schädigung zu erleiden. Diese Erfahrung war aber zugleich der Grundstein zum Aufbau jener neuen Lehre von der Gesundheit und dem Kranksein, die in dem bedeutungsvollen Begriffe der Immunität kulminiert.

Den Krankheitserregern stehen die kampfbereiten Wehrkräfte des Orga- nismus gegenüber, der Krieg, das Schlachtengetümmel zwischen beiden bildet die Krankheit mit ihren Pha- sen. Den Endausgang bestimmt die Ueberlegenheit der einen oder der an- deren kämpfenden Partei. Das Schicksal des Organismus erscheint hiermit als eine Funktion der beiden zunächst noch hypothetischen Koeffi- zienten: Disposition des Organis- mus und Virulenz des Krankheits- erregers. Diese Begriffe leiteten das biologische und pathologische For- schen in neue Bahnen. Es mußte erutert werden, welcherlei Mächte die Krankheitserreger von ihrem lokalen Sitze aus entfesseln, in welchen Ge- filden der entscheidende Lebenskampf sich abspielt, und welche Waffen der erkrankte Körper als Gegenwehr ge- gen die Erreger und deren Gifte (die „Toxine") ins Treffen sendet.

Zunächst wendete sich die Aufmerk- samkeit den weißen Blutkörperchen (Leucocyten) zu, die sich den Bakte- rien gegenüber als wahre Freßzellen bekunden; dann dem Blutserum, dem man infolge neuerkannter Eigenschaf- ten eine entscheidende Rolle im Kampfe gegen die Krankheitskeime zuspre- chen mußte. In dem genügenden Vorhandensein und in dem relativen Fehlen dieser Wehrvorrichtungen sind eben jene Eigenschaften begründet, welche sich einerseits als Immunität und andererseits als Disposition des Organismus manifestieren.

Den wichtigsten und bedeutendsten Widerstandsfaktor erkannte man in gewissen Umwandlungen innerhalb des Blutserums (des eigentlichen flüs- sigen Bestandteiles des Blutes). Sie entstehen daselbst unter der eigensten Einwirkung der Krankheitserreger. Es sind das höchst merkwürdige Kräf- te, die den üblichen bisherigen Unter- suchungsmethoden gegenüber verbor- gen geblieben waren, da sie sich durch keinerlei physikalische oder chemische Besonderheit verrieten. Sie bekun- den sich aber auf wunderbare Weise sofort, wenn sie auf ganz bestimmte fremdartige körperliche Elemente, na- mentlich auf den betreffenden Krank- heitserreger selbst stoßen. So wur- den die auf Zusammenballung, Ver- dauung und Auflösung der Ein- dringlinge gerichteten Eigenschaften des Blutserums im erkrankten oder infizierten Organismus entdeckt, die als dessen Schutzkräfte den Krank- heitskeimen entgegentreten. Also ge- radezu unter der Einwirkung dieser Krankheitskeime und ihrer Gifte wird das Heer der sogenannten „Antikör- per" mobilisiert, welche im Sinne der ingeniösen Seitenkettentheorie Paul Ehrlichs auf den den ersten Alarm von Seiten der Zellen massenhaft ins Serum gesendet werden. Von der genügenden, geringen oder überschüs- sigen Menge dieser Schutzkräfte ge- genüber den Krankheitskeimen wird der Ablauf des Kampfes bedingt. Was der Arzt als Krankheitssymp- tome, als Krankheitsbild beobachtet, sind gleichsam kinematische Moment- aufnahmen der einzelnen Phasen die- ses Kampfes.

Diese merkwürdigen spezifischen Eigenschaften des Serums, die durch das Eindringen der verschiedenen Krankheitskeime im Organismus wachgerufen werden, finden ihren sinnfälligen Ausdruck in neuartigen biologischen Reaktionen, in gewissen Fällen außerhalb des Körpers, indem das veränderte Serum mit dem künstlich gezüchteten Erreger oder des- sen Toxin unter dem Mikroskope oder im Reagenzglase zusammengebracht wird; in anderen im Organismus selbst unter der Einwirkung eines solchen experimentell eingeführten Er- regers. Die charakteristischeste und wichtigste Eigenart dieser Reaktionen ist die Spezifität: die einzelnen Anti- körper sind ausschließlich gegen jene Erreger, respektive Gifte wirksam, durch welche sie selbst im Organis- mus hervorgerufen werden.

In die erste Gruppe gehört bei- spielsweise die für die Diagnose des Typhus so wichtige Widalsche Reak- tion, die das Vorhandensein von An- tikörpern im Serum Typhuskranker dadurch manifestiert, daß Typhusba- zillen, die man in solches Serum bringt, sich aneinanderlegen, zusam- menballen und bewegungslos werden. Ferner die zur Identifizierung des Cholerabakteriums und der Cholera- erkrankung verwendete bakteriolytische Reaktion, die auf der Fähigkeit des erkrankten Serums beruht, einge- brachte Choreraba zillen aufzulösen. In die Reihe dieser Reaktionen gehört auch die in letzter Zeit zu großer Be- deutung gelangte Wassermannsche Probe. Sie beruht auf der Eigen- schaft des syphilitischen Blutserums, mit dem Extrakt eines gleichfalls sy- philitischen Gewebes versetzt, eine ge- wisse Wirkung des normalen Serums zu absorbieren (sogenannte Komple- mentbildung). Auch die gerichtliche Medizin bedient sich einer hierherge- hörigen biologischen Reaktion von eminenter Wichtigkeit, die darin be- steht, daß durch die Einverleibung von körperfremdem Eiweiß im Serum sogenannte präzipitierende Antikörper entstehen. Auf Grundlage dieser Re- aktion wird die Identifizierung des Blutes einer jeden Tierart (auch des menschlichen Blutes) ermöglicht.

Im Gegensatz hierzu steht die obengenannte zweite Gruppe von Re- aktionen, welche am Organismus selbst infolge experimenteller Applika- tion des Krankheitserregers zu be- obachten sind. Unter diesen möchte ich hier blos der zur Feststellung der Tuberkulose dienlichen Tuberkulin- reaktion gedenken. Das zu diesem Zweck vornehmlich verwendete Tuber- kulin ist ein aus abgetöteten Tuber- kelbazillen bereitetes Extrakt. Wenn solches in einen an Tuberkulose er- krankten Körper etwa auf dem Wege der subkutanen Injektion gelangt, so löst es, indem es auf die im Organis- mus vorhandenen Schutzstoffe stößt, Vorgänge aus, die sich in ge- wissen Symptomen offenbaren (außer lokalen Erscheinungen allgemeines Uebelsein und Fieber).

All diese Reaktionen, die zum gro- ßen Teil als sogenannte seriodiagno- stische Methoden allmählich auf dem Gebiete sämtlicher durch Bakterien und Protozoen hervorgerufenen Krankheiten zur Geltung gelangen, sind zugleich auch die eigentlichen Wegweiser für eine spezifische kausale Therapie.

Der Begriff der Immunität, der sich als die Wirkung der im Orga- nismus vorhandenen präformierten Schutzkörper darstellt, hat die Idee angeregt, den Organismus künstlich für den Kampf gegen die Krankheits- erreger vorzubereiten oder auszurü- sten. Es hat sich auch in der Tat zunächst am exakten Tierexperiment, aber auch vielfach auf Grundlage tli- nischer Erfahrungen als durchaus ra- tionelles Trachten erwiesen, entweder durch das Einbringen von spezifischen Schutzstoffen in den Organismus oder durch die Anregung des letzteren zur eigenen Erzeugung solcher Schutz- körper im Blute mancherlei der ge- fährlichsten Krankheitserreger schnell und gründlich unschädlich zu machen. Man nennt dies „Immunisieren". Wie oben angedeutet ist, stehen hierzu zwei Wege offen. Der eine ist die Verursachung einer schwachen Infek- tion des Organismus durch Einver- leibung von abgeschwächten Keimen, die an sich nur eine sehr geringe Er- krankung hervorrufen, jedoch die Bil- dung von Antikörpern anregen und so die Wehrstoffe gegen stärker viru- lente Infektionen vermehren. Auf diese Art kann der intakte Organis- mus geschützt, ja sogar die Heilung des schon infizierten gefördert werden. Beispiele hierfür sind die systemati- sche Tuberkulinkur und die mancher- lei Arten der sogenannten Vaccine- therapie. Letztere hat sich als Pro- phylaxe bei Typhusepidemien beson- ders bewährt. Man nennt diese Art der Immunisierung die aktive, weil sie den Organismus selbst zur Erzeu- gung der geeigneten Schutzelemente anregt. Der andere Weg ist derje- nige, daß fertige Immunstoffe direkt dem erkrankten Organismus einver- leibt werden. Das geschieht durch die Einspritzung von Serum solcher Tie- re, die vorher durch systematische Be- handlung mit den betreffenden Bak- terien aktiv immunisiert worden sind. Dieses Vorgehen zielt darauf ab, die Schutzstoffquantität im erkrankten Organismus zu vermehren — im Sinne des eingangs aufgestellten Vergleiches —, seine Wehrkraft ge- gen den eingedrungenen Feind durch Hilfstruppen zu verstärken. In die- ses Gebiet gehört die so segensreiche Serumbehandlung der Diphtherie, ihr schließt sich diejenige des Scharlachs, des Wochenbettfiebers, des Rotlaufs und einer Anzahl anderer akuter in- fektiöser Krankheiten an.

In der letzteren Zeit hat sich auf die Initiative der Schule Paul Ehr- lichs noch eine andere Richtung der experimentellen Therapie entwickelt: die sogenannte Chemotherapie. Nach unzähligen, langwierigen Versuchen ist es diesem bedeutenden Forscher un- ter anderem bekanntlich auch gelun- gen, ein Arsenpräparat herzustellen, welches den Erreger der Syphili im tierischen Körper direkt tötet, ohne die lebende Zelle der Organe anzugrei- fen. Obwohl diese von ihrem Erfin- der „Therapia sterilisans magna" ge- nannte Heilmethode, auf den Men- schen angewendet, nicht immer prompt und unbedingt zum Ziele führt, so sind doch die Beweise schon zahlreich genug dafür, daß uns in dem Sal- varsan eine vielvermögende Waffe ge- gen die verheerende Seuche geschenkt worden ist.

Die auf diesen Grundlagen ausge- dachten und vielfach schon erfolgreich verwendeten Behandlungsarten bilden einen noch sehr jungen Wissenszweig. Er hat sich aber auf einwandfrei ra- tionellem Wege entwickelt, und nichts ist wünschenswerter als seine geoeih- liche Weiterentfaltung. Zu diesem Zwecke ist es nötig, daß dem theoreti- schen Laboratoriumsforscher sich im- mer mehr der praktische Kliniker anschließe, der die zumeist am Tier- experiment begründeten Heilmethoden am menschlichen Organismus mit ge- botener Vorsicht erprobt und nachstu- diert. Die serodiagnostischen Unter- suchungen, die sich mit den subtilsten biologischen Reaktionen, die man bis- her kennt, abzugeben haben, sowie die hieraus hervorgegangenen immuno- therapeutischen Methoden, die eine umsichtige Erwägung und präzise Ap- plikation der entsprechenden Eingriffe erheischen, lassen es wünschenswert erscheinen, daß eigene Stationen und besondere Fachkräfte für dieses Ar- beitsgebiet zur Verfügung stehen. Jene müssen mit allen Behelfen der serologischen Technik ausgestattet, die- se hinwiederum Kliniker sein, die ihre theoretische Vorbildung direkt an den Stätten der experimentell-serologi- schen Forschung erworben haben. Sie bilden das geradezu dringende Er- fordernis eines jeden Krankenhauses und einer jeden Poliklinik, deren Be- ruf es ist, das medizinische Wissen und Können der Gegenwart deren vollem Umfange nach zu verwerten. Es ist zweifellos, daß je zahlreicher derlei Einrichtungen zustande kom- men, umso kräftiger das ideale End- ziel unseres Strebens gefördert wer- den wird: das wissenschaftliche Hei- len.

* * *

Der Alkoholgenuß und seine Gefahren.

In der Zeitschrift „Das Leben" spricht sich Herr Geheimrat Profes- sor Dr. Eulenburg über „Die Ge- fahren unserer Genußmittel" ein- gehend aus. Ganz besonders kritisch erörtert der bekannte Kliniker und Physiologe die gegenwärtig immer stärker in den Vordergrund gescho- bene Alkoholfrage. Wir entnehmen den sehr bemerkenswerten Auseinan- dersetzungen Eulenburgs die folgen- den wichtigsten Stücke:

„Es ist fast zum Lachen, mit wel- chen Schlußfolgerungen die extre- men Abstinenzler arbeiten. Daß wir oft schon nach kleineren Dosen Alkohol ermüdet und zu geistiger Arbeit weniger befähigt sind, daraus folgern sie eine „gesundheitsschädli- che Wirkung" selbst bescheidener Mengen Alkohol. Aber auch ein größerer Spaziergang ermüdet uns nicht nur physisch, sondern er redu- ziert auf einige Zeit auch unsere gei- stige Arbeitsfähigkeit, und wir sind nach einem starken Spaziergang ebenso wenig zu geistiger Arbeit dis- poniert wie nach dem Genuß einer größeren, namentlich rasch aufge- nommenen Quantität Alkohol. Dar- aus müßte man nach der Logik der extremen Abstinenzler den Schluß ziehen, daß auch Spazierengehen, überhaupt alles, was ermüdend auf uns wirkt, gesundheitsschädlich ist. Im übrigen ist die ganze Genußmit- telfrage natürlich in hohem Maße eine Gewöhnungs- und Anpassungs- frage.

Die behauptete „ungeheure Zu- nahme der Nervenkrankheiten", die man ebenfalls von den Exzessen im Gebrauch der Genußmittel abgelei- tet hat, ist übrigens meiner Mei- nung nach gar nicht erwiesen. Wir haben heute nur viel feinere Diagno- sen, wir erkennen heute vieles als nervöse Störung, was früher unbe- achtet geblieben ist, und differenzie- ren außerdem mehr. Wer die Ge- schichte der Medizin kennt, weiß, daß von Zeit zu Zeit immer wieder die Entstehungsursache aller möglichen Krankheiten auf „einen Punkt" zu- rückgeführt wird. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat man die verschiedenen Krankhei- ten lange Zeit auf übermäßige Blut- menge zurückgeführt und das All- heilmittel im Aderlassen, örtlichen Blutentziehungen und dergleichen gesehen. Dann überzeugte man sich umgekehrt, daß die ganze Menschheit blutarm, anämisch wäre, und man ihr nicht Eisen, Arsenik, künstliche Nährmittel genug und nicht genug „Kalorien" in der Nahrung zufüh- ren könne. In den letzten 20 Jah- ren machen wir die Nerven für alles mögliche verantwortlich, und die „Nervenschwäche" ist zur Mode- krankheit erhoben. Aber es ist ein Märchen, das namentlich von den dekadenten Kreisen mit Vorliebe kol- portiert wird, daß die Menschen im großen und ganzen physisch zurück- gehen. Ich möchte fast das Gegen- teil behaupten. Wir haben heute außerordentliche Sportleistungen, von denen früher nicht die Rede war, und die Menschen arbeiten heute physisch und geistig viel intensiver.

— Der Reichsminister Scheidemann teilte den Preßvertre- tern in Weimar mit, die Regierung beabsichtige durch die Schaffung ei- nes besonderen Pressehauses in Ber- lin den Kontakt zwischen der Regie- rung und der Presse aufs innigste herzustellen.

Bei den Kikapoos.

Leben in Mexiko, bleiben aber von Onkel Sam.

So schnell sich auch unsere ner, ihrer großen Mehrheit na das moderne Leben hineinm und stammweise oder einzeln nach der Richtung der Selbst tung entwickeln, so gibt es doch immer solche, welche der Regier Unterstützung bedürfen — w sie übrigens wegen früheren besitzes mehr als genügenden spruch haben — und etliche vie werden nie ganz von der Unsel digkeit loskommen, so lange sie haupt noch die Erdenbühne m scher gestalten helfen.

Doch damit sind die Leser mehr oder weniger vertraut ge den. Aber überraschen mag m die Tatsache, daß ein Teil der dianer - Unterstützungsgelder Ausland fließt. Dies gilt ganzen Stamm der Kickapoo - dianer, welche in früheren häufig genannt wurden, aber fast nur in der einen oder an Patentmedizin - Anzeige noch gentlich erwähnt werden.

Sehr weit sind sie allerdings von den Ver. Staaten entfernt. hausen im Herzen des mexikani Santa Rosa - Gebirges unge 125 Meilen südlich vom Grande - Strom. Zwar ist ihre Zahl zusammengeschrum aber es ist noch immer eine nie von mehr als 2000 Seelen. jogenannte Hauptstadt ist Nacie to, wo alle amtlichen Geschäfte den Stamm abgewickelt werden.

Nicht alle wanderten sie gleic tig aus; aber die ersten der rikanischen Kickapoos kamen mehr als einem halben Jahrhun nach Mexiko herüber. Auf E chen der amerikanischen Regier selbst wurde von der mexikanis Regierung den Kickapoos die Re vation im Sata Rosa - Gebirge währt. Und dieses Reservatio Gebiet liegt geradezu ideal für Indianerleben in all seiner fischen Ursprünglichkeit! Denn Gebiet war, und ist noch jetzt, von Bären, Hirschen und Rehen sonstigem Wild, und die Stre enthalten einen unerschöpflichen V rat leckerer Fische, — unerschöpf wenigstens so lange nur India fischen.

Onkel Sam behält diese Kickap noch immer im Auge und sorgt der gewohnten Weise für sie. W ner, Frauen und Kinder empfan von der amerikanische Regieru beim Ablauf jedes Vierteljahres wisse „Stipendien". Ein Indian Agent der Washingtoner Regieru — gegenwärtig hat Ira C. Dea dieses Amt — kommt alle drei M nate nach Naciemento, lediglich die Verabfolgung der Unterstützu Alles wird in Schecks bezahlt, u das ist keine kleine Arbeit. Die I dianer nehmen alle Schecks na Eagle Paß, Tex., und kassieren dort ein; diese vierteljährlichen R sen oder Ausflüge machen den Re häuten allemal großes Vergnüge ja sie bieten eigenlich die einzige A wechslung in ihrem sonst doch zie lich eintönigen Leben. Die Kick poos kleiden sich zu einem solche Ereignis jedesmal in der ganze Pracht ihrer Wildheit als Stam meskrieger, mag die Pracht d Kleidungsstücke auch bedeutend Eintrag im Lauf der Zeit erlitte haben.

Die amerikanische Unterstützun welche sie regelmäßig und pünktli erhalten, ist zusammen mit den Er trägnissen der Jagd und des Fisc fanges für die Befriedigung ihre einfachen Bedürfnisse stets genügen Freilich, Fortschritte machen di Kickapoos dabei nicht. Nur seh wenige von ihnen können lesen od schreiben, und statt ihrer Unter schrift werden auf den Schecks ge wöhnlich Daumen - Abdrücke ange wendet, welche sich bis jetzt ja gu bewährt haben.

Daran wird sich wohl niemal etwas ändern, und die selbstzufrie denen Kickapoos können wohl mi der ehemaligen „Luxemburger Na tional - Hymne singen: „Mir woll bleewe, wat mir sin!"

In der Schule.

„Nun, Karlchen, sag mir mal, was ist ein Vierfüßler?" fragte der Lehrer.

„„Ein Vierfüßler ist ein Ding mit vier Beinen.""

„Richtig, was zum Beispiel?"

„„Ein Elefant.""

„Schön, kannst du mir auch einen Vierfüßler mit Federn nennen?"

„„Ja, Herr Lehrer — ein Feder- bett.""

— Clara v. Dinklage-Campe, die beliebte Jugendschrift- stellerin, ist in Dresden im 90. Le- bensjahre gestorben. Die Schwester der berühmten Schriftstellerin, Em- my v. Dinklage (gest. 1891) und des im vorigen Jahre gestorbenen Romanschriftstellers, Freiherr Frie- drich v. Dinklage, kam erst später zur Schriftstellerei, erwarb sich aber bald durch ihr anmutiges Erzählertalent eine große Gemeinde.